

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 93.

Montag, 22. April.

1929.

(12. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

Roman von A. Weirauch.

(Nachdruck verboten.)

Es war kurz vor ein Uhr in jener Nacht, in der Moro nach London abgefahren war, als ein gutgekleideter Herr von kleiner Figur im Eingang des „Grünen Kellers“ erschien. Vorsichtig stieg er die steilen Stufen hinunter und stellte sich an den Schanztisch.

„Einen Korn, bitte!“ bestellte er.

„Großen?“ fragte geschäftig der Wirt.

„Ja, einen großen — natürlich“, gab der Gast zurück. Dann steckte er sich eine Zigarette an. Etwas scheu gingen seine Blicke in die Runde. Man merkte ihm an, daß er hier selten verkehrte. Schon die Art, wie er die sechs Stufen nahm, die den Stammgästen geläufig waren, hatte das verraten. In seinem Glas nippend, schob er sich langsam am Schanztisch entlang bis vor den Wirt und fing mit dem ein Gespräch an. Gleichgültig sprach er. Und doch lauschten zahlreiche Ohren ringsum. Was wollte der feine Herr hier im Keller?

„Ist der Breslauer Fritz hier?“ vernahmen die Nächststehenden endlich. Aha, ganz fremd war der also doch nicht, ging es durch die Köpfe. Der Wirt wies mit dem Kopf nach dem zweiten Zimmer.

„Ja, dort drin.“

Viel Worte waren nicht üblich, wenn man in Gesellschaften hierher kam.

Nur wenige Minuten vergingen und der Gewünschte stand vor dem Fremden. Auf einen Wink des Wirtes hatte ihn ein Kellner aus dem überfüllten Raume geholt, wo der Fremde ihn niemals gefunden hätte. Die beiden begrüßten sich, der Herr freundlich, doch etwas verlegen, der andere anfangs argwöhnisch. Der Breslauer Fritz war ein stämmiger Bursche mit auffallend niedriger Stirn und stechenden Augen. Sein Äußeres konnte wohl bei niemand Sympathie erwecken. Man trank Schnaps und rauchte Zigaretten und bald schienen die anfängliche Befangenheit geschwunden zu sein. Zigaretten dürfen in diesen Kreisen nie fehlen. Nieber verzichtet man auf Essen und Trinken als auf diesen Genuß. Die Rauscher kamen nicht auf ihre Kosten.

Bald zahlte der Herr. Halb zwei schlug's, als er mit dem Breslauer Fritz ein Auto bestieg und dem Westen Berlins zusteuerte. Die beiden schienen sich völlig einig zu sein.

Über ein halbes Jahr schon ruhten die beiden Opfer jener geheimnisvollen Verbrechen in der Erde, und immer noch lag ein undurchdringlicher Schleier über diesen Taten. Zahlreiche Vernehmungen hatten der Graf sowohl wie Brandt in Sachen des Mordes bei Schonburg über sich ergehen lassen müssen. Rückfragen aller Art, Gegenüberstellungen mit Verdächtigen und viele andere peinliche Situationen sorgten dafür, daß die Vergangenheit für die beiden nie ganz erlosch.

Kraak und Moro ging es in bezug auf das rätselhafte Verschwinden des Reeders nicht besser. An einem Verbrechen zweifelte niemand mehr. Ein Unglücksfall erschien so gut wie ausgeschlossen. Zunächst war nicht anzunehmen, daß der auf dem Meere groß gewordene Norweger infolge Genusses von einigen Gläsern Wein über Bord gestürzt sein sollte. Dann aber wies das bei Auffindung der Leiche festgestellte Fehlen all jener

Verhältnisse, in denen der Reeder die nach Aussage Moros und Kraak immerhin erheblichen Summen mitgeführt hatte, mit Bestimmtheit auf ein Verbrechen hin.

Außerdem war es doch auch nicht gut denkbar, daß die Wellen das ganze Geld aus den verschiedenen Taschen des Unglücklichen herausgespült haben sollten. Die einzige Erklärung gab somit die Annahme eines fremden Eingriffs.

Es war festgestellt worden, daß nach Mitternacht außer dem Ersten Offizier, der den Kapitän abgelöst hatte, nur vereinzelte Passagiere auf Deck gewesen waren und diese wegen des herrschenden Sturmes auch nur vorübergehend. Ein Verbrechen konnte also wohl unbemerkt ausgeführt worden sein. Regen und Wind mußten selbst den Lärm eines Kampfes, der sich auf dem achteren Teil des Schiffs abgespielt haben mochte, den Ohren des auf der Kommandobrücke stehenden Offiziers entzogen haben. Auch ein Schrei verhallte bei solchem Sturm ungehört.

Es lag nahe, daß der erste Verdacht sich auf die Begleiter des Reeders lenkte. Bald jedoch gaben die Behörden diesen Gedanken auf. Wie sollte auch der reiche Moro dazu kommen, ein solches Verbrechen zu begehen! Kraak lebte, wie man wußte, ebenfalls in den besten Verhältnissen.

Viel näher lag, daß einer von den zahlreichen Besuchern des Spielklubs, der Zeuge der hohen Gewinne des Reeders gewesen war, den Gedanken gefaßt hatte, den glücklichen Spieler bei Nacht zu überfallen und auszurauben. Die Fahrt auf dem Meere bot hierzu die beste Gelegenheit. Die auf jener Strecke verkehrenden Rüstendampfer sind bei ungünstigem Wetter oft schwach besetzt, da sie nur wenige Kajüten zum Übernachten haben.

Wie man festgestellt hatte, war auch auf jener tragischen Fahrt die Zahl der Fahrgäste gering gewesen. Bei dem herrschenden Wetter befand sich so gut wie niemand an Deck, auch die spärliche Mannschaft hatte dort nichts zu tun. Die Schlafkabinen aber lagen auf Deck an beiden Enden der Kommandobrücke und dienten dieser als Unterstüßung. Ihre Zugänge waren also von dieser aus nicht zu sehen. So konnte der Verbrecher leicht unbemerkt in die Kajüte des Reeders gelangt sein. Auffallend war freilich, daß keine Spuren auf einen Kampf hinwiesen, doch konnte der eingebrungene Mörder sein Opfer betäubt und dann hinausgeschleppt haben.

Einen gewissen Anhalt bot die Aussage Moros, daß er mehrmals während der Nacht eine verdächtige Gestalt in der Nähe der Kabine des Reeders beobachtet habe. Das Gesicht hatte er in der Dunkelheit aber nicht erkennen können, und so war der Wert dieser Mitteilung gering.

Bis jetzt war ein wesentlicher Schritt zur Klärung bei keinem der beiden geheimnisvollen Verbrechen erzielt worden, und fern schien der Tag, der endlich Licht in das Dunkel dieser beiden Taten bringen sollte.

Katiska war während der Abwesenheit ihres Onkels viel mit ihrem Verlobten zusammen. Dem tat sein schroffes Benehmen gegen den Finanzmann leid, als

das Mädchen ihm erzählte, wie dieser die Nachricht von ihrer Verlobung aufgenommen und sie dazu beglückwünscht habe. Moro hatte ihr bei seiner Abreise noch Grüße an ihren Bräutigam aufgetragen und ihr freigestellt, ihn jederzeit in seinem Hause zu empfangen.

Freilich hatte Katscha in ihrer mädchenhaften Schüchternheit nicht gewagt, zu Rolf von dem Antrag zu sprechen, den Moro ihr an jenem Abend gemacht hatte, und daß dieser Antrag allein die Veranlassung gewesen war, daß sie zu dem Onkel von ihrer Verlobung sprach. So war Brandt von den Mitteilungen des Mädchens aufs angenehmste berührt, und froh sahen beide in die Zukunft, die ihnen bald das Glück völliger Vereinigung bringen sollte.

Wenige Tage nach der Abreise Moros wurde Brandt in seiner am Rande des Flugplatzes liegenden Wohnung durch das Geräusch eines Propellers aus dem Schlafe geweckt. Er sprang aus dem Bett und lief an das Fenster. Es war fünf Uhr — ein herrlicher Morgen. Aus westlicher Richtung nahte ein Flugzeug in geringer Höhe. Das Geräusch des Motors verstummte, und im Gleitflug kam die Maschine herunter und landete gleich darauf drüben bei den Hallen. Brandt holte sein Glas und erkannte in einem der auf die Erde springenden Passagiere Moro. Der andere Herr war ihm fremd. Rasch kleidete er sich an und ging hinunter, die Angeworbenen zu begrüßen.

„Guten Morgen, Herr Brandt!“ rief Moro freundlich, und reichte ihm die Rechte. — „Darf ich Sie mit Herrn Brandt bekannt machen, Herr Freshfield“, wandte er sich an seinen Begleiter, „er ist unser tüchtiger Ingenieur.“ Und vorstellend, sagte er: „Mister Freshfield, mein Freund. — Wir kommen eben aus London. Herr Freshfield hat großes Interesse für Ihre Erfindung. Sie sind sicher so gut, sie ihm gelegentlich vorzuführen.“

Brandt verbeugte sich höflich und erklärte sich gern dazu bereit. Zwar erschien ihm Moros Handlungsweise etwas vornehm; doch konnte ein Probeflug vor dem Engländer nichts schaden. Das Geheimnis der Konstruktion blieb ja gewahrt.

Nach kurzem Gespräch verabschiedete sich Freshfield, und er stieg in ein ihm von Brandt zur Verfügung gestelltes Auto, um nach der Stadt zu fahren. Die Vorführung war für einen der folgenden Tage in Aussicht genommen, wenn der Engländer seine in Berlin zu besorgenden Geschäfte erledigt haben würde.

„Ein alter Geschäftsfreund von mir“, erklärte Moro, als dieser abgefahren war. „Seit vielen Jahren stehe ich mit ihm in Verbindung. Sie kennen sicher die Weltfirma Freshfield Sons in London. Mit ihr habe ich gestern die neue Lufttransport-Kompagnie gegründet. Herr Freshfield steht Ihrer Sache sehr sympathisch gegenüber. Er kommt für den Ankauf einer Lizenz für England in Frage, vielleicht auch für die Vereinigten Staaten durch sein Zweighaus in Chicago. Einer Vorführung, die ja keine Details verrät, steht ja wohl nichts im Wege?“

„Im Gegenteil, Herr Moro“, erwiderte Brandt, der sich freute, dem von ihm neulich zurückgestoßenen Manne entgegenkommen zu können. „Es wird mir ein Vergnügen sein.“

In der Tat konnte es nur Vorteil bringen, die Verbindung mit dem Chef eines solchen Welthauses zu pflegen.

„Wir sind heute nacht um halb elf Uhr in London gestartet“, berichtete Moro, während sie sich den Hallen näherten, vor denen Freshfields Flugzeug von den Monteuren des Grafen besichtigt wurde. „Die neunhundert Kilometer haben wir also in nicht ganz sieben Stunden zurückgelegt. Eine gute Leistung.“

Nachdem die beiden das Flugzeug eingehend besichtigt und von Freshfields Monteur die nötigen Erklärungen erbeten und erhalten hatten, gingen sie nach dem Bureau zurück, das sich in demselben Hause befand, in dem Brandt wohnte.

Es war eben acht Uhr, als Graf Schonburg in seinem Wagen auf den Platz einbog. Auch er war erstaunt, den Finanzmann, den man nicht vor Abend zu-

rückwartet hatte, jetzt schon hier zu sehen, und er hörte mit Interesse dessen Schilderung von dem nächsten Flug über den Kanal. Der Name der berühmten englischen Firma war ihm wohlbekannt, und er freute sich über das Interesse, das von dieser wertvollen Seite seinem Werk entgegengebracht wurde. Auch er war mit einer Vorführung vor dem Engländer einverstanden.

So verabschiedete sich Moro und wollte eben in des Grafen Auto steigen, das dieser ihm angeboten hatte, als, von der Stadt kommend, ein geschlossener Kraftwagen in scharfem Tempo auf den Platz einbog und gleich darauf vor dem Eingang zum Bureau anhielt.

Drei Herren stiegen aus und kamen auf die schon Anwesenden zu. Der eine ging etwas voraus und wandte sich, den Hut lüftend, an den Grafen:

„Herr Graf von Schonburg, wenn ich nicht irre?“ „Bitte!“ war die Antwort. „Womit kann ich dienen?“

„Dürfte ich Herrn Grafen einen Moment unter vier Augen sprechen? Eine dienstliche Sache.“

Gleichzeitig ging der Herr einige Schritte abseits, und Graf Schonburg folgte ihm. Moro und Brandt blieben zurück.

„Kriminalkommissar Fuchs!“ stellte sich der Herr vor, als er mit dem Grafen außer Hörweite war. Zugleich ließ er seine Karte sehen. „Dürfte ich fragen, Herr Graf, ob der Ingenieur Brandt hier ist?“

„Ja wohl“, entgegnete der Graf. „Dort steht er mit Herrn Moro, der Ihnen ja wohlbekannt ist. Aber wollen Sie mir sagen, um was es sich handelt?“

„Es liegt mir daran, Herr Graf, kein Aufsehen zu erregen. Vielleicht haben Sie die Güte, den Herrn heranzurufen. Es handelt sich um eine Anzeige gegen Herrn Brandt, die seine sofortige Vorführung nötig macht.“

„So!“ verwunderte sich der Graf. „Was ist das für eine Anzeige?“ Und sich zurückwendend, rief er: „Rolf! Bitte einen Moment. Man wünscht dich hier zu sprechen.“

Der Angerufene trat heran.

„Brandt!“ stellte er sich kurz vor. „Sie wünschen?“

„Kriminalkommissar Fuchs“, sagte der andere, seine Karte wieder zeigend. Gleichzeitig sah man die beiden Begleiter des Beamten nähertreten. „Ich habe Befehl, Sie sofort vorzuführen, Herr Brandt. Es ist eine Anzeige gegen Sie erstattet worden.“

„Darf man wissen, was das für eine Anzeige ist?“ fragte Brandt überrascht.

„Ich bedaure, darüber keine Auskunft geben zu dürfen. Ich habe lediglich den Befehl der Staatsanwaltschaft auszuführen. Sie werden sofort im Polizeipräsidium vernommen. Ich bitte Sie, mir ohne Aufsehen in mein Auto zu folgen.“

„Aber man wird doch erfahren dürfen, um was es sich handelt“, brauste Brandt auf, der sich in die Lage nicht so schnell zu finden vermochte, „wenn Sie einen so einfach von der Straße weg verhaften!“

„Tut mir leid, Herr Brandt“, zuckte jener die Achseln. „Außerdem muß ich in Ihrer Wohnung eine Durchsuchung vornehmen. Wollen Sie bitte mir Ihre Räume zeigen!“

„Was ist denn los?“ fragte Moro, der inzwischen herangetreten war.

„Rolf soll vernommen werden“, flüüsterte Graf Schonburg auf. „Außerdem wollen sie seine Wohnung durchsuchen. Es handelt sich um eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft. — Übrigens: Herr Kommissar Fuchs — Herr Moro“, stellte er vor. Und dann zu dem Beamten gewendet, sagte er erregt: „Sie werden mir aber doch sagen dürfen, um was es sich handelt, wenn Sie mir meinen Ingenieur einfach wegholen! Es liegt hier ganz zweifellos ein Irrtum vor, den ich vielleicht sofort beseitigen kann. Ich bitte also um eine Erklärung.“

Doch der Beamte zuckte bedauernd die Achseln.

„Zum mindesten werde ich sofort mit dem Staatsanwalt telefonieren. Ich verbürge mich für Herrn Brandt. Solange werden Sie warten können. Nicht wahr, Herr Moro, das kann doch nur ein Irrtum sein?“

(Fortf. folgt.)

Herr Christoph Martin Wieland läßt einen Schmetterling fliegen.

Von Konrad Martin Laut.

An einem Frühlingsmorgen des Jahres 1799 betrat Herr Christoph Martin Wieland, der ehemalige herzoglich-weimarische Prinzen- und nunmehr längst pensionierte Hofrat, die Alleenallee seines Landguts zu Schmiedefeld. Der immer behende Schritt des sechsundsechzigjährigen Dichters war heute besonders leicht und beschwingt: ein artiges Schicksal hatte ihm die Jugendgeliebte Sophie von La Roche aus der süddeutschen Heimat mit dem Lenzwind herangeweht, und in der Nähe der klugen, geistreichen Frau war sein unverwundliches Herz beinahe wieder rebellisch geworden.

Das alte Paar hatte Seite an Seite das etwas lärmvolle Haus mit Frau Anna Dorothea Wieland als emsig schaffender Herrin verlassen und wandte sich zu des Dichters Lieblingsplatz unter dem hundertjährigen Ahorn, wo man die frühe Stunde des silbrigen Tages in sanften Erinnerungen genießen wollte. Im Stamm des breitausladenden Baums wartete ein zierlich gedeckter Tisch mit dem einfachen Morgenimbis auf die Besucher. Die Luft war unendlich klar und voll herber Frühlingsfüße; in den laubigen Wipfeln der Linden, Kastanien und Birken lärmten die Finken und Stare, während vom Dorf die Stimme des wach gewordenen Lebens wie leises Rauschen herüberklang.

Herr Christoph Martin, das schwarze Seidenkappchen auf dem spärlichen grauen Haar, hatte sich seinen Platz Sophie gegenüber gewählt und sah nicht ohne Bewegung auf ihre alten, runzligen Hände, die ihm ein Brot mit Butter und Honig befruchteten. Von diesen Händen glitt ein behutsamer Blick auf das von einer Flügelhaube umrahmte, seltsam fremde und doch so vertraute Gesicht. Wahrlich! Freund Goethe im nahen Weimar, der sie erst kürzlich gesehen, hatte schon recht. Sie war eine wunderhübsche Frau trotz ihrer neunundsechzig Jahre. Halb Edel dame, halb Bürgerin. Jede Bewegung des zierlichen Körpers war ernst und gemessen, und doch schien alles in ihr von stärkstem Leben und heralischer Anteilnahme erfüllt zu sein. Nur das Verwelkte und Morsche störte den Dichter etwas in seiner Betrachtung. In diesem Augenblick legte Sophie ihm das fertige Brötchen vor und sah ihn aus ihren samt-schwarzen Augen an. „Ich denke, mein Freund, auch dich hat das Leben nicht jünger gemacht“, sagte sie lächelnd, als gäbe sie Antwort auf seine nicht ausgesprochenen Gedanken. „Damals in Biberach — wie lang ist es her, sind es vierzig, fünfundvierzig, am Ende gar fünfzig Jahre? — damals hatte der Martin wohl ebenfalls rottere Baden, und der tiefen Falten um die Nase und den Mund entsinn ich mich auch nicht mehr.“

Der Dichter blinzelte ein wenig verlegen. „Aber das Herz, Sophie, das Herz!“ „Ich weiß, Geliebter, dein Herz war immer lebendig. Das spürte ich, als der siebzehnjährige Bub mich als Doris umschwärmte und jeden Tag mir ein ellenlanges Gedicht an den Gartenzaun steckte. Der Klopstock rumorte freilich darin und vielleicht auch der lammfromme Bodmer aus Zürich, zwischen den Zeilen jedoch stand ein kleiner lustiger Satyr, als der Herr Wieland sich später entpuppte.“

„Anfinn, Sophie! Damals war ich durchaus seraphisch.“ „Und bei den andern, Geliebter, die nach mir kamen?“

Lebte Sophie ab. Wieland wischte mit einem Tüchlein den Honigmund. Ein stiller, personener Zug um die blakroten Lippen machte den alternden Dichter fast jung. Da war sie ja wieder, die liebe, prächtige Frau! Die kluge, immer berebte, in Lob und Tadel so maßvolle Freundin, die ihm auch später so viel vergab und nie seine Feindin wurde. „Jawohl, Sophie, du hast schon recht, ich habe in jungen Zeiten gesündigt und wieder gesündigt mit Seele und Leib. Mehr, als ich heute verantworten kann. Vielleicht, wenn ich damals dich hätte halten können.“

„Ach, papperlapapp, mein Lieber! Wie hättest du mich denn halten wollen? Einmal war ich für dich ja doch zu alt, und dann war es weder dein Wunsch noch der meine, daß wir im Leben zusammen blieben. Ist es so oder nicht?“

Herr Christoph Martin sah seine Freundin nachdenklich an. Stimmt das wirklich? Damals auf Schloss Wart- hausen beim Grafen Stadion war man sich nach dem roman- tischen Schwärmen zum erstenmal wieder begegnet: er noch ein werdender trotz seiner Würde als schwäbischer Ratsherr, sie als die Gattin des Frank von La Roche. Die Würfel waren freilich gefallen. Sein Herz aber schlug wie einst für die innig verehrte Frau. Sie war ja doch das Beste in diesem Kreis erlebter Menschen. Verschwen derisch schenkte sie aus dem unerlöschlichen Schatz ihres Herzens. Jede Stunde mit ihr ward zum reichen Gewinn. Man las fran- zösische Bücher und englische Dichter. An ihrem Urteil wuchs er als Mensch und Künstler empor. Auch die ersten Gehen

seiner nun ganz und gar nicht mehr seraphischen Muse wur- den mit ihr besprochen, gelobt und getadelt. Und immer ging er von diesen Besuchen im Schloß beglückter, reicher und sehnlichsvoller nach Haus.

„Nein, Sophie“, sagte er laut und bestimmt, „ich glaube nicht, daß du recht hast in dem, was du sagst. Hättest du nur ein paar Jahre auf mich gewartet, wir hätten uns sicher fürs Leben behalten.“

Die alte, würdige Dame stimmte ein leises, fröhliches Lachen an. „Und dennoch hat ein gewisser Herr Christoph Martin Wieland gerade in jener Zeit, da er um mich zu trauern glaubte, sich um die brave Tochter eines Augsburger Kaufherrn beworben und ist, wie ich freudig behaupten darf, schon die dreißig Jahre und länger mit ihr recht glücklich.“

Herr Wieland rückte sein seitwärts gerichtetes Kappchen zurecht. „Gewiß, meine Teure, der Herrgott behüte mich vor jedem Unrecht an meinem Weib. Sie ist die voll- kommenste Hausfrau, die man sich denken kann. Nur mit dem Seelischen stimmt es nicht ganz. Da ist sie zu nüchtern, zu sachlich, zu wenig Genossin meines innern Lebens.“

Die Augen Sophies ruhten mit warmem Glanz auf dem Freund. „Du dachtest zu viel, Geliebter. Das Schwärmen und Träumen der Jugend kannst du noch immer nicht lassen. Das weckt Gefühle, die unwahr sind, und bringt dich auf schiefe Gedanken. Schau dich um! Ist dieser Morgen nicht schön? Ist dein erworbenes Gütlein im Thüringer Land nicht ein rechtes Juwel? Der Himmel hat dir die treueste Frau und die stattlichsten Kinder geschenkt. Das alles ist da und ist dein, ist köstliche Wirklichkeit. Du aber willst es nicht sehen und sinnst vergangenem, unwahren Träumen nach. Das ist fast Torheit, mein Lieber.“

Zwischen den beiden entstand ein müdes, bedrücktes Schweigen.

Da taumelte aus der seligen Morgenbläue ein gold- gelber Falter über den Frühstückstisch und setzte sich flügel- zuckend auf einen der Honigteller. Sein schlanker Schmetter- lingsleib bog sich ein wenig nach unten, die Fühler stellten sich hoch, der zierliche Rüssel bohrte sich sanft in das Silbe.

Die Freunde sahen dem Schmaus des vom Himmel Ge- wehten bedachtsam zu.

„Sag ihm dir ein, mein Freund, wenn du herzhast bist. Auch er ist Wirklichkeit und ganz und gar nichts Erträumtes.“ „Meinst du, Sophie?“ Und plötzlich hatte der Dichter mit Daumen und Zeigefinger, die sonst nur die Brise nahmen, den Fremdling gefaßt. Er hielt ihn der Freundin hin. „Sieh ihn dir an, Geliebte. Ist's nicht ein Wunder? Dieser Glanz auf den goldenen Schwingen, so rein wie die schönste chinesische Seide. Die goldroten Tupfen darauf sind wie Mondlicht im Lenz voller Ferne und Milde. Und erst die Augen, Sophie! Ganz schwarz und blank und von uner- gründlicher Tiefe. Aber sie scheinen mir traurig zu sein aus Furcht vor dem jähem Erlebnis!“

Sophie von La Roche wandte den Blick dem Schmetter- ling zu. „Ich sehe nur einen Falter, der einmal Raupe und Puppe war und heute den Frühling genteilt.“

„Nur dieses siehst du, Sophie? Nicht auch die Seele im Tier, die arme, gequälte, zwischen dem Zugriff der Finger?“ „Schwärmer! Unbelehrbarer Träumer!“

Der Dichter hatte wieder sein stilles, personenes Lächeln. Mit einem Mal tat er die Hand auf und gab das Tier an das Leben zurück.

„Lassen wir ihn. Man soll die Träume nicht fesseln. Wer weiß, in ihrer Beschwingtheit sind sie vielleicht das Beste in uns. Auch der Falter war mit ein Traum! Genau wie mein ganzes vergangenes Leben, wie mein Werk, das aus Träumen erblüht ist.“

Und friedlich sah er dem goldenen Flüchtling nach, der unter den Blättern des Ahorns im Blauen verschwand.

Der Kampf um den Wolf.

Von Hugo v. Köller.

Prachtvolle Schneelandschaft. Bis in unabsehbare Weiten nur weiße, in klarer Winterzone glühende Steppen. Herrlicher Jagdtag. Bei 10 Grad unter Null und fast einem halben Meter hohen Neuschnee mußten ja die Wölfe in der Dobrubtscha heute mächtig rege sein. Vom Balkon meines Wohnhauses über sah ich die Ebenen bis an den dunklen Wald, in dem ich heute Raubzeug jagen wollte. Alle Feld- arbeit ruhte, Holz war bereits im Überfluß abgefahren und im Hof aufgestapelt. Also waren meine Arbeiter frei und konnten als Treiber dienen.

Meine Nachbarn aus den Grenzdörfern, brave Türken, die damals in Bulgarien keine Waffen führen durften, hatten mich flehentlich gebeten, doch mehr Wölfe abzuschießen, diese Bestien richteten viel Schaden in ihren Viehbeständen an. Das Wetter war bisher zu schlecht gewesen um Treibjagden

abzuhalten. Bei den eifrigen Nordwinden, die auf der Höhe oft bis 15 und mehr Grad Kälte mit furchtbarem Schneetreiben brachten, hatte ich meine Leute in den Steppen und Wäldern nicht treiben lassen können. Heute aber war der erste schöne Jagdtag. Zwar mächtig kalt, aber kein Wind, kein Schneetreiben.

Sobald das Vieh in den Ställen abgefüttert war, wurde der Karawane nach dem Walde angetreten. Heute sollte der starke Wolf, den ich schon wiederholt gespürt, zur Strecke gebracht werden. Hoffentlich kam er vor.

Zunächst ließ ich eine kleine Waldparzelle durchstreifen, in der sich eigentlich immer Wölfe aufhielten. Meine Hoffnung, schon hier den starken Wolf, der heute sein fündigstes Leben abschließen sollte, vor die Büchse zu bekommen, erfüllte sich nicht. Es kam nur eine schwache, halbverhungerte Wölfin vor, die augenscheinlich durch den strengen Winter sehr gelitten hatte. Mit gutgestelltem Kopfschuß legte ich sie auf die Decke. Schwache Wölfe litten deshalb besonders stark unter Kälte und Schnee, weil sie nicht die Kraft besaßen, in Gehölze einzubrechen, Hof- und Hühnerhunde zu übermächtigen, und sich mit Fraß zu versorgen.

Im zweiten Tagen, das ich am Rande des großen, bis an den Batowa reichenden Waldes angelegt hatte, erhob sich plötzlich der Treiber ein ganz wildes Gebrüll: „Effenhim, turt! — hü! turt!“ (Herr! Ein Wolf! Der große Wolf!) hörte ich immer lauter und ingrimmiger rufen. Ich packte auf, bohrte meine scharfen Augen in die ziemlich stark verschneite Dichtung, konnte aber keinen Wolf entdecken. Dieser altehrwürdige Verbrecher, der — wie sich später herausstellte — bereits elf Jahre hindurch sich allen Verfolgungen zu entziehen gewußt hatte, war ein ganz vorfichtiger Zeitgenosse. Er zog unmittelbar vor den Treibern langsam her, so nahe, daß er einmal von einem Treiber, vor dem er sich gedrückt hatte, einen Schlag mit dem Knüttel bekam. Da ging er los, versuchte sich in Sicherheit zu bringen. In mächtigen Fluchten brach er aus der Dichtung vor und ging auf kaum 50 Schritt bei mir über die Landstraße in die Steppe, um die kleine, bereits gedrückte Waldparzelle zu erreichen. Für diesen alten Herrn spendete ich ein Dumdumgeschuß. Im Feuer überschlug er sich.

Wie die Wilden schätzten sich die Treiber auf die Bestie, ich verstand diesen übermächtigen Eifer noch nicht. Ich schrie noch laut: „Vorsicht!“ aber schon war das Unglück geschehen. Der schwerranke Wolf, den ein Treiber an der Aute gefaßt und fortgeschleppen wollte, hatte sich aufgenommen und mit blitzartiger Geschwindigkeit den Arm des Treibers gepackt. Dieser schweifte fast noch stärker als der quer durch das Geräusch getrocknete Wolf. Zunächst mußte nun der aus vollem Halse brüllende Treiber von der wütenden Bestie befreit werden. In ihrem Schreien und ihrer Kopflosigkeit schlugen die Leute mit ihren Treiberknütteln auf den Wolf ein. Das machte ihn nur noch wütender, tat ihm aber keinen Schaden. Ich zog den Revolver, stieß die Treiber zurück und wollte den Wolf mit Kopfschuß fressen. Aber das Kampfschreien war so lebhaft, daß ich nicht wagte, hineinzuschauen. Zudem wurde der Wolf sichtlich matter, — das Ende nahte. Aber er hielt noch immer fest. Da griff ich zum Jagdmesser und gab ihm hinter dem linken Blatt den Fang.

Nun bot sich uns ein häßliches Bild. Auf dem rotgefärbten Schnee lag der Wolf, in seinem Schweiß gebadet. Daneben sank ohnmächtig der kaum weniger blutende Treiber zu Boden. Auf die Wunden, die die Fangzähne des Wolfes gerissen hatten, packte ich massenhaft reinen Schnee und legte mit Taschentüchern einen Verband an. Dann wollte ich den Verwundeten mit einem Begleitmann nach Hause schicken, aber die Kerle gingen nicht. Es entwickelte sich ein böser Streit zwischen den Treibern, der sogar in Tätlichkeiten ausartete. Während einige der Leute die Vorder- und Hinterläufe des Wolfes zusammenbanden, holten andere einen jungen Baumstamm, an dem sie die erlegte Bestie in der Weise aufhingen, daß sie den Stamm zwischen die verschürzten Hinter- und Vorderläufe durchsteckten. Als nun zwei Mann die Enden des Stammes auf ihre Schultern legten, um damit Loszugziehen, stürzten sich die anderen auf sie und verprügelten sie in ausgiebigster Weise. Ich trat dazwischen und trieb mit kräftigen Faustschlägen die Kampfhähne auseinander. Was war geschehen? Weshalb der Streit? — Brotneid, nichts als Brotneid! — Wenn nämlich in der Dobrudscha ein starker Wolf zur Strecke gebracht wurde, so bemächtigten sich seiner einige an der Jagd beteiligte Treiber und machten mit ihm die Runde von Dorf zu Dorf. Bei Schäferreien und Bauernhöfen bekamen sie dann einen Balkisch (Trinkgeld) für die Vernichtung eines gefährlichen Stüds Raubzeug. Wenn die Leute auf laufen konnten, brachte ihnen so ein toter Wolf wohl 15 bis 20 Lewa ein. Und darüber, wer diese Trinkgelder einheimen sollte, war der Streit entstanden.

Da fällt ein salomonisches Urteil: „Vier Mann

gehen mit dem Wolf los und tragen ihn abwechselnd bis heute Abend. Dann ist er bei mir wieder abzuliefern.“ — Sämtliche Treiber drängten sich natürlich heran. Dann aber fuhr ich fort: „Alles Geld, das eingeht, wird an mich abgeliefert, und ich vertele gleichmäßig unter alle Treiber!“ — Da traten alle wieder zurück. Ich mußte nunmehr vier Mann auswählen und kommandieren, damit überhaupt diese Wolfs-Bettelei in Szene gesetzt werden konnte. Der ganze Kampf um den Wolf war unnötig gewesen.

Sungfat meinte es gut.

Von E. Van D'Eden.

Mr. Brown ging in die Küche. Gewöhnlich betrat er zwar diesen Teil des Missionsgebäudes nicht. Gestern aber war Mr. Wilson nebst Frau für einige Tage nach Schanghai gefahren und hatte ihm während seiner Abwesenheit die Leitung der Bekehrung der Heiden überlassen. Heute morgen hatte Wongking, eine Art männliches Mädchen für alles, in China kurz „boo“ genannt, um einen Tag Urlaub gebeten und so war ihm nur Sungfat geblieben. Sungfat war der neue Koch, den seit einer Woche Mrs. Wilson in die Geheimnisse amerikanischer Kochkunst einweihte.

Also Mr. Brown ging zu Sungfat in die Küche und sprach zu ihm in seinem besten Chinesisch: „Geh und besorge zwei Hühnchen. Ich habe Besuch bekommen.“ Da Mr. Brown erst kurze Zeit in China war, machte ihm die chinesische Sprache noch Schwierigkeiten und er beschränkte sich daher auf das Allernotwendigste. In Sungfats sonst so ausdruckslosem Gesicht suchte etwas wie ein momentanes Grinsen und zu gleicher Zeit ein Ausdruck wohlwollender Zustimmung. „Des, Master“, erwiderte er in seinem besten und einzigen englisch.

Mr. Brown ging zurück zu seinen Gästen. Unerwartet waren diese vor einer Stunde eingetroffen. Beide hielten hohe Würden in der amerikanischen Religionsgemeinschaft, zu welcher auch diese im Innern Chinas gelegene Mission gehörte. Der eine war der in Hankau stationierte Bischof, der andere war erst kürzlich von Amerika gekommen. Zusammen machten sie eine Inspektionsreise. Ehrwürdige, ältere Herren, nahmen sie ihre Sache höchst ernst, und Mr. Brown war sehr in Anspruch genommen, alle ihre Fragen zu beantworten.

Leise öffnete sich die Tür und Sungfats gelbes Gesicht zeigte sich einen Augenblick in der Türschwelle. Schnell überflogen die kleinen, schiefen, schwarzen Augen die Anwesenden, um dann mit ihrem Besitzer ebenso geräuschlos wieder zu verschwinden.

Eine Stunde verging. Die drei Missionare waren in tiefster Unterhaltung. Da hörten sie leises Röcheln auf dem Vorplatz. Die Tür öffnete sich und herein kamen drei junge, in grelle Seide gekleidete, hoch geschminkte und laut parfümierte Chinesinnen. Auf ihren geschmürzten Füßchen trippelnd, sich in den Hüften wiegend, gingen sie auf die Missionare zu. Schon wollten sie sich diesen auf die Knie setzen, da brach der Sturm los. Entsetzt, entrüstet waren vier Augen auf Mr. Brown gerichtet. Sprachlos stand dieser da. „Brother Brown“, begann in strengem Ton der Bischof. Da fiel Browns Blick auf Sungfat, der mit einer Art sich selbst lob spendenden Miene in der offenen Tür stand. Benahe wäre Mr. Brown der Mantel christlicher Nächstenliebe von den Schultern gegliitten. In zornigem Ton herrschte er den mit sich selbst zufriedenen Koch an. Sein Chinesisch aber war seinem Zorn nicht gewachsen, und Sungfat, obgleich etwas erstaunt, schaute immer noch mit Wohlgefallen auf die verdunst dastehenden Schönen.

Jetzt nahm der Bischof das Wort. Fliehend war sein Chinesisch. In Sungfats Augen kam ein Schimmer von Verständnis. Dann, als er entnahm, daß man ihm Vorwürfe machte, drückten seine Züge beleidigte Unschuld aus: „Warum“, erwiderte er, „macht der hochgelehrte, alte, fremde Lehrer mir armen, unwürdigen Diener Vorwürfe? Den Auftrag, den mir mein junger Herr gab, habe ich ausgeführt. Zwar sprach er nur von zwei, da aber hier drei Herren sind, mußte das ja ein Irrtum sein. Althergebrachte Sitte sagt, daß Gäste und Gastgeber zu ihrer Unterhaltung schöner Mädchen bedürfen. Oder sind diese etwa nicht schön genug?“

Der Bischof wandte sich an Brown: „Wiederholen Sie in Chinesisch den Auftrag, den Sie Sungfat gaben.“ Brown tat wie geheißen. Des Bischofs sonst so strenge Züge konnten ein Lächeln nicht verbergen.

„Brother Brown, Hühnchen heißen in dem Dialekt dieser Gegend „dchi“, und Mädchen dieser Art heißen „dji“. Aber Sie diese Worte fleißig.“